

Rezension von:

Johann Kirchinger, Richard Stadler, Die Arbeit, das Sach' und der Tod. Dörfliche Lebenswelten vor dem Ersten Weltkrieg. Historische Fotografien 1908-1914. Volk Verlag München 2012 [108 S. mit 35 sw-Abb.].

Die schmutzigen Hände des Bräutigams (Abb. 10) und der toten Wöchnerin (Abb. 34) sind mehr als nur bemerkenswerte Details. Sie verweisen auf die „innere Notwendigkeit“ der abgebildeten Personen in ihrer existentiellen Alltags-Bewältigung ebenso wie auf jene Notwendigkeit des Verfassers dieser Texte, sich so tief und quellengestützt wie möglich in die Mentalität der von ihm untersuchten Epoche einzufühlen. Johann Kirchingers Diktum von der „Unerbittlichkeit des Alltags“, das er aus seiner Beobachtung ableitet, offenbart eine Sensibilität und Zugewandtheit des Historikers zu den Protagonisten seiner Forschung, die dem Rezensenten höchsten Respekt abringt, so ungewöhnlich eine solche Haltung im stets abstrakter, theoretischer und damit kühler anmutenden Wissenschaftsbetrieb geworden ist. Wenn es allerdings gelingt, aus vermeintlich unscheinbaren Details eine echte Akteursperspektive zu rekonstruieren, können sich der Anspruch auf wissenschaftliche Exaktheit und Nachprüfbarkeit, die ebenso altbekannte wie fast vergessene Forderung nach gesellschaftlicher Relevanz von Forschung und letztlich der Wunsch nach Lesbarkeit von Texten aufs Angenehmste und Gewinnbringendste verbinden. Denn – und dies sei der folgenden Besprechung als charakteristisches Beispiel vorausgeschickt – die Bilddeutung, dass sich der Bauer nicht einmal die Zeit zum Händereinigen nahm, bevor er sich ins improvisierte Freiluft-Atelier des Dorffotografen begab, um seine Verhelichung bildlich dokumentieren zu lassen ist ebenso bemerkenswert wie diejenige von der „Inszenierung des guten christlichen Todes“, die der Fotografie einer bei der Entbindung verstorbenen Frau und ihres ebenso toten Kindes zugeschrieben wird. Mit der Inszenierung des Leichnams als eines friedlich Schlafenden – so die Lesart – sollte die nicht mögliche Vorbereitung auf das Hinscheiden „nachgeholt“ werden, wissen wir doch aus verschiedenen Quellen, dass manchen sozial niedrig gestellten Frauen die Geburt nichts weiter als eine unwillkommene Unterbrechung ihrer bäuerlichen Pflichten war. Die Einfühlsamkeit der Interpretation korrespondiert hier eindrücklich mit den Gefühlen des Betrachters, den dieses erschütternde Bild zutiefst berühren muss.

„Die Arbeit, das Sach' und der Tod“ ist ein mit Bedacht gewählter Titel für die Präsentation eines fotografischen Nachlasses, der bäuerliches Dorfleben im Niederbayern der ausgehenden Prinzregentenzeit vorstellt, zeigen die Bilder des Fotografen Ferdinand Pöschl doch „eine von der Arbeit, der übermächtigen Bedeutung des Eigentums und den Wechselfällen des Lebens bestimmte Dorfgesellschaft“ (Klappentext). Ein Dachboden-Fund von 178 Glasplatten, die das Leben in Hofkirchen und Haimelkofen in der Zeit unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg dokumentieren, wird hier erstmals einem größerem Publikum zugänglich gemacht. Die Publikation mit dem ungewöhnlichen Format von 23,5 x 21,5 cm ist sehr ansprechend aufgemacht, mit sorgfältigem Layout ausgestattet und besticht vor allem mit der ungewöhnlich guten Qualität der Abbildungen, die dem Talent und der Hartnäckigkeit des Laberweintinger Computertechnikers Richard Stadler zu verdanken ist. Er war es auch, der die Fotografien entdeckt und in einer Ausstellung erstmals der Öffentlichkeit vorgestellt hat. Dem wissenschaftlichen Bearbeiter Johann Kirchinger kommt nicht nur seine Profession als Kirchenhistoriker an der Universität Regensburg zu Gute, sondern sicherlich in besonderem Maße auch seine Erfahrungen als selbständiger Landwirt, die ihm einen mehrfachen Perspektivenwechsel erlauben: Die nüchtern-analytische Sichtweise des

Wissenschaftlers wird ergänzt und hinterfragt vom emotionalen Zugang des Beteiligten (und vice versa), was einmal mehr zeigt, wie der eigene alltagsweltliche Erfahrungshorizont eines Forschers organisch mit seiner wissenschaftlichen Arbeit verschmelzen kann – wenn dieser Erfahrungshorizont außeruniversitäre Spurenelemente enthält.

Die Publikation gliedert sich in einen einleitenden Textteil, der sich der Biografie des Fotografen Ferdinand Pöschl widmet, seine Wirkungsorte detailliert charakterisiert sowie die Methoden und den Geist der analytischen Annäherung an das Bildmaterial skizziert, – und in einen katalogartigen Abbildungsteil, der eine repräsentative Auswahl von 35 Bildern im Umfang von 20 Prozent des Gesamtbestandes präsentiert.

Biographie und Ortsgeschichte zeigen die sehr unterschiedlichen Zugriffe des Volkskundlers und des Historikers auf ein Thema, wobei der Historiker Kirchinger in der Begründung für die von ihm gewählte Analyse-Methode doch ein genuin volkskundliches Denkmuster offenbart. Das Mittel der Wahl ist ihm die „Dichte Beschreibung“, die er dem amerikanischen Anthropologen Clifford Geertz entlehnt, die Kirchinger – ursprünglich für die Analyse von Gegenwarts-Phänomenen entwickelt – in die Historische Anthropologie überträgt. Dieser überzeugende Ansatz soll zur Offenlegung der „Bedeutungsstrukturen“ beitragen, die den Bildern, ihren Entstehungsbedingungen und Wirkungszusammenhängen immanent ist, soll einen Beitrag zur Beantwortung der Frage liefern, „wie diese [Bilder] vom Abbilder und den Abgebildeten gemeint waren“. Kirchinger sucht explizit nach der „gesellschaftlichen Funktion“ der Fotografien und will mit Clifford Geertz „den Ablauf ‚des sozialen Diskurses‘“ zu deuten versuchen, den er in den Fotografien abgebildet sieht. Kann – so muss der kritische Einwand lauten – die Einnahme einer „Akteursperspektive“ in historischen Dimensionen – ohne Möglichkeiten zur Befragung der Akteure – überhaupt gelingen? Lassen die überlieferten Quellen eine derartige Rekonstruktion zu, wenn sich der Nachlass auf die Glasplatten selbst zu beschränken scheint, Aufzeichnungen des Fotografen wie Ego-Dokumente (Tagebücher, Briefe) offenbar nicht vor liegen und die Art und Weise, wie die Bauern die Fotografien mit ihrem Bildnis betrachtet haben, ohnehin kaum zu eruieren ist? Nimmt man Clifford Geertz und seine Art, Ethnographie zu betreiben Ernst, so muss man sich des fragmentarischen Vorschlags-Charakters stets bewusst sein, den seine „Dichten Beschreibungen“ und Analysen ausdrücklich tragen: „Die eigentliche Aufgabe der deutenden Ethnologie ist es nicht, unsere tiefsten Fragen zu beantworten, sondern uns mit anderen Antworten vertraut zu machen, die andere Menschen gefunden haben, und diese Antworten in das jedermann zugängliche Archiv menschlicher Äußerungen aufzunehmen.“ In solchem Geiste hat Johann Kirchinger versucht, aus seinem Material, den Fotografien von Ferdinand Pöschl, „Antworten“ der Menschen auf die Fragen nach ihrem Leben zu destillieren, die auf diesen Bildern repräsentiert sind – in solchem Geiste jedenfalls hat der Rezensent die vorliegende Publikation betrachtet und gelesen.

Das Leben von Ferdinand Pöschl wird aus Tauf- und Sterbe-Matrikeln, polizeilichen Meldebögen, Einwohnermeldekarten, Ahnenreihen, Zensurbüchern, Grundsteuer-Katastern und Protokollen von Nachlassverhandlungen nacherzählt. Leider ist diese Art der (amtlichen) Quellen nicht wirklich geeignet, einem Leben auch Lebendigkeit einzuhauchen, vieles bleibt oberflächlich und blutleer. Dieser Einwand soll keineswegs als Vorwurf an den Autor gerichtet sein, sondern einmal mehr quellenkritisch auf die Unzulänglichkeiten von archivalischer Überlieferung hinweisen.

Die Ortsgeschichte der Dörfer Hofkirchen (162 Einwohner im Jahr 1916) und Haimelkofen (233 Einwohner) nimmt mehr als die Hälfte der 13 Textseiten der Einleitung ein,

wobei sogar die klimatischen Bedingungen wie Niederschlagsmengen der genauen Quantifizierung für nötig erachtet wurden. Die „große Bedeutung der Tiermast“ auf den niederbayerischen Böden, die „sehr gute, aber nicht beste ackerbauliche Voraussetzungen“ bieten, wird herausgestrichen. Viele der detailverliebten Betrachtungen sind wohl mehr der Arbeits- und Denkweise sowie dem Quellen- und Literatur-Fundus geschuldet, deren und aus denen sich ein Historiker bedient, als dass sie stets wirklich Ziel führend auf die Analyse des bildlichen Nachlasses zusteuern würden. Dennoch ergibt die Beschreibung einen faszinierenden Überblick über zwei dörfliche Gemeinden am Ende der Prinzregentenzeit, besonders aufschlussreich – und in Hinblick auf den Fotobestand substantiell – in der Charakterisierung der „soziale[n] Situation der Dorfbewohner“. Zwei ganzseitige Tabellen mit namentlicher Auflistung der Dorfbewohner „geordnet nach der Größe ihres Besitzes, Stand 1911“ (S. 20-21) führen Kirchinger zu dem Schluss, der hohe Anteil an Nebenverdienst zur Landwirtschaft lasse nicht zu, die beiden Ortschaften als „Bauerndörfer“ im engeren Sinne zu charakterisieren. Er verweist besonders auf die „starke Polarisierung der Hofkirchener Bevölkerung“ im Gegensatz zur „soziale[n] Homogenität in Haimelkofen“ (S. 23), Umstände, die – wie Katalog und „Zusammenschau“ (S. 95-96) zeigen werden, auch den Fotografien selbst abzulesen sind.

Wenn man nun die Fotografien selbst betrachtet, fallen zunächst sehr ähnliche Auswahlkriterien hinsichtlich der Motive und analoge Inszenierungsmechanismen auf, wie sie der Rezensent für den Nachlass der Bäuerin und Dorffotografin Auguste Städele aus Missen im Allgäu für den selben Zeitraum beschrieben hat: Das Dorf wird von der Feldflur aus als Einheit betrachtet (Abb. 1-2, 4), Besitzstands-Dokumentationen (Abb. 6-8, 26, 31) und Einzel- und Familien-Porträts (Abb. 9, 13, 15, 21, 24-25, 30) bilden zusammen mit den wenigen Aufnahmen vom bäuerlichen Arbeitsalltag (Abb. 4-5) den Kern der Überlieferung, Impressionen vom Vereins- und Dorfleben (Abb. 18-19, 28, 29, 32) machen das Salz in der Suppe aus, Stationen im Lebenslauf wie Hochzeit (Abb. 10-12) und Tod (Abb. 33-35) rahmen die biographischen Bilderzählungen ein. Lässt man sich aber genauer auf Bildgehalte und deren Aussagen für die Mentalität von Fotograf und Fotografierten ein, machen sich durchaus tiefer gehende Unterschiede bemerkbar. Während Auguste Städele als ortsansässige Bäuerin selbstverständlicher Teil der Dorfgemeinschaft war, in der sie aufgewachsen war, sozialisiert wurde, der sie durch ortsgebundene Heirat auch als Erwachsene verbunden blieb, und damit als Fotografin ihre eigene Welt dokumentierte, mit den Fotografierten einen gemeinsamen Erfahrungshorizont teilte, gewissermaßen eine „Innensicht“ des „Kosmos Dorf“ entwarf, war und blieb Ferdinand Pöschl in Haimelkofen, wo er einen Kramerladen betrieb, ein Außenstehender, Zugereister, Fremdkörper, der auch als Fotograf immer nur eine distanzierte „Außensicht“ einnehmen konnte. Seine Bilder sind weniger eigene Anteilnahme am Schicksal der Dorfbewohner als „gewerbliche Produkte“, die die „Wünsche der Auftraggeber zufriedenzustellen hatte[n]“. Neben den Atelier-Aufträgen für Porträts oder Hochzeitsbildern ging Pöschl auch für die Produktion von Postkarten auf Motivsuche – ein Aspekt seiner fotografischen Tätigkeit, der einer näheren Erläuterung bedurft hätte, so es denn entsprechendes Quellenmaterial geben würde: Denn welches Zielpublikum für diese Art von Erinnerungs-Produkt soll man sich in dem touristisch irrelevanten Teil Bayerns vorstellen?

Die 178 Fotografien des Nachlasses sind eine nicht allzu große Menge dafür, dass der Fotograf sein Handwerk über einen Zeitraum von immerhin sechs Jahre berufsmäßig betrieben hat – im Schnitt nicht einmal 30 Aufnahmen pro Jahr. Ob sich dahinter eine Überlieferungslücke verbirgt, wird im Text leider nicht näher thematisiert. Dafür hat Kirchinger die einzigartige Gelegenheit genutzt, den Habitus der „unter-

schiedlichen Lebenswelten der beiden in Hofkirchen aufeinandertreffenden sozialen Gruppen“ zu vergleichen, wie er sich in den Fotografien Pöschls manifestiert und ist dabei zu frappierenden Ergebnissen gekommen (S. 95-96): Der „Darstellungswille“ der „eingesessenen“ bäuerlichen Bevölkerung entspringe ganz aus deren Stolz auf ihren Besitzstand, was sich in den Fotografien „in frontaler Brutalität“ der Szenerie dokumentiere. Wenn selbst die Arbeitsgeräte „als Statussymbol[e] vorgestellt“ werden, wie es in der Fotografie „Die Ästhetik der Bauern“ (S. 36-39 Abb. 5) überdeutlich wird, verweist dieser Umstand für Kirchinger darauf, „dass die Arbeit für die bäuerliche Bevölkerung keinen Selbstwert besaß.“ „Die soziale Stellung der Abgebildeten in der Dorfhierarchie“, so seine Schlussfolgerung aus der Interpretation des Bildmaterials, „hing nicht von der geleisteten Arbeit, sondern vom Umfang des Eigentums ab.“ Daneben liegt für Hofkirchen die bildliche Repräsentation einer „von außerhalb des Dorfes stammende[n] Bevölkerungsgruppe“ vor, die sich aus Gewerbetreibenden, Beamten und Akademikern zusammensetzt, die der zentralörtlichen Funktion des Dorfes wegen in dortigen Ämtern und Behörden tätig waren: Bei ihnen überwiegt „bürgerliche[r] Stolz auf die eigene Leistung, die eigene Arbeit und Bildung“ („Der Lehrer“, Abb. 15 oder „Der Spaziergang, Abb. 20). Das Dorf wird in diesen Fotografien nicht als Arbeitswelt gesehen und inszeniert, sondern als Idyll, das bürgerliche Sehnsüchte bedienen sollte, wie sie von der zeitgenössischen Landschaftsmalerei geschürt wurden. Auch heute müssen wir wieder eine medial konstruierte Sehnsucht nach der Idylle des Landlebens konstatieren, wie sie uns beispielsweise Zeitschriften wie LandLust in unüberschaubarer Auflagenzahl in die oft städtischen Wohnungen liefern (vgl. hierzu Uwe Altröck, Landliebe und Naturerfahrung von Städtern – mehr als planerisch irrelevante verklärte Sehnsüchte? In: ders. u.a. [Hrsg.], Landliebe – Landleben. Ländlicher Raum im Spiegel von Sozialwissenschaft und Planungstheorie. Berlin 2005, S. 69-86; Annegret Braun, Lust aufs Land? Die mediale Inszenierung des Landlebens. Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde 2012, S. 13-27).

Welche der trefflich ausgewählten Fotografien soll man nun exemplarisch vorstellen – und welche zu Unrecht übergehen? Alleine die Beschreibung des Titelbildes (S. 66 Abb. 20), dessen Betitelung „Der Spaziergang“ naturgemäß an eine Spitzweg'sche Idylle erinnern soll, ist den Kaufpreis des Bändchens von 16,90 Euro wert: „Dabei zeigt diese Fotografie die verschiedenen auf dem Dorf herrschenden sozialen und kulturellen Wirklichkeiten. Die Dorfstraße, in der noch Spurrinnen der Fuhrwerke der Bauern zu sehen sind und die für die Bauern auch in dem Sinne Wirtschaftsraum war, als ihre Ränder Nahrung für ihre Gänse boten, wird von den städtisch beeinflussten Dorfbewohnern für den Spaziergang als einem spezifisch bürgerlichen Freizeitvergnügen okkupiert. Was für die Dörfler ein durch Arbeit gestalteter und dadurch für sie erschlossener Wirtschaftsraum war, wurde für die Bürgerlichen ein der Erholung und der idyllischen Sehnsucht nach dem ruhigen Landleben dienender Naturraum.“ Besser, dichter, lesbarer, quellennäher, analytischer, emotionaler zugleich kann man sich einer historischen Fotografie nicht nähern.

Eines der bemerkenswertesten Motive dürften sicherlich die „Stelzenger“ (Abb. 27) sein, die an die Aufnahme „Neun Jungen üben Handstand“ von Heinrich Zille erinnern (Peter Stepan [Hrsg.], Fotografie! Das 20. Jahrhundert. München u.a. 1999, S. 11). Fast austauschbar wirken Porträts wie „Bauernmädchen“ und „Försterstöchter“ (Abb. 24-25). Der Rezensent hätte kaum gestutzt, wären sie ihm in „seinen“ Missener Bestand untergeschoben worden.

Eine kleine Kritik muss erlaubt sein: Dem „Ringelstechen“ (Abb. 29) als Brauchveranstaltung spricht Kirchinger „eine den sozialen Druck ablassende Wirkung“ zu, es ge-

wann der Bessere und nicht der sozial Höhergestellte, „die dörfliche Ordnung wurde [wie im Fasching] für einen begrenzten Zeitraum durch die Spielregeln aufgehoben“ (S. 82). Dass Bräuche auch sanktionierende Wirkung und damit stets systemstabilisierende Funktion haben, wird hier leider etwas außen vor gelassen. Denn schon die Organisation reproduziert wieder die dörfliche Hierarchie: Wer entscheidet darüber, wer teilnehmen darf? Wer überwacht die Spielregeln? Wer bleibt auf die Rolle des Zuschauers beschränkt? All diese Fragen lassen sich im Bild selbst aufwerfen, wo sich auch Indizien für ihre Beantwortung finden lassen wie die elegant gekleideten „Schiedsrichter“, die sich durch ihre massive Präsenz im Bildvordergrund und durch die Bedeutung ihrer aktiven Funktion im Brauchgeschehen deutlich hierarchisch von der anonymen Masse der passiv Zuschauenden am linken Bildrand abheben.

Die kurzen Texte zu den ausgewählten Bildern sind Miniaturen von einer unglaublichen Dichte und Präsenz, die keine Wünsche offen lassen: Es sind in der Tat „Dichte Beschreibungen“, die das Abgebildete nicht nur oberflächlich nacherzählen, sondern die psychologischen Tiefenschichten hinter der Oberfläche herauszuarbeiten versuchen, in dem sie alle erdenklichen zeitgenössischen Quellen zur Kontextualisierung heranziehen, die Menschen und deren auf den Bildern gezeigten Posen gekonnt in größere Zusammenhänge einbetten, dabei auch stets die Emotionalität des Betrachters berücksichtigend und ansprechend. Würden mehr Wissenschaftler so denken und schreiben können (und wollen) wie Johann Kirchinger, wäre (Geistes)„Wissenschaft“ nicht nur spannend und lehrreich, sondern könnte sich auch wieder mehr aus der selbst gewählten Isolation eines allzu oft steuerlos, ebenso herkunftsvergessen wie ziellos selbstreferentiell durch die theoretischen Wüsten des Weltalls trudelnden akademischen Raumschiffs befreien, in das sie sich mehr und mehr zu verwandeln droht. Erfahrungsgetränkte Formulierungen wie „die sprengende Wirkung, die der Staat für die überkommene soziale Gliederung des Dorfes besaß“ (S. 86) mögen als Beispiele für das Gesagte genügen. Dass der Autor den Rezensenten mit höchst spekulativen Thesen für dessen Analyse eines vergleichbaren Bestandes einer fotografierenden Allgäuer Bäuerin kritisieren zu müssen glaubt (S. 101 Abb. 83), sei ihm angesichts all der erwähnten Lobpreisungen für seine ausgezeichnete Arbeit verziehen.

Mit „Die Arbeit, das Sach' und der Tod“ ist Johann Kirchinger und Richard Stadler ein durchaus bemerkenswertes Kunststück gelungen: Eine sehr ansprechende Materialvorlage zu verbinden mit einer unglaublich originellen und tiefenscharfen Analyse. Selten hat der Rezensent in letzter Zeit eine wissenschaftliche Publikation mit derartiger Freude und ebensolchem Erkenntnisgewinn gelesen wie dieses äußerlich schmale, substantiell aber gewichtige Bändchen. Die erfreulichste Zugabe dürfte in dem Spagat liegen, der dem Autor gelungen ist, wenn seine Texte – besonders die Beschreibung der einzelnen Fotografien – sprachlich und inhaltlich sowohl dem versierten Kenner als auch dem interessierten Laien verständlich und nutzbar bleiben. Somit ist die Publikation über den niederbayerischen Dorffotografen Ferdinand Pöschl ein weiterer markanter Mosaikstein zum Verständnis früher Fotografie in einer bäuerlichen Gesellschaft. Langsam wird die Materialdecke auf diesem Feld technischer und sozialer Innovationsgeschichte quantitativ und qualitativ dichter, so dass irgendwann ein zuverlässiges Bild von der Mentalität breiter Schichten der Bevölkerung in einer Phase des medialen Umbruchs gewebt werden kann – was nicht zuletzt reizvolle Perspektiven auf die mediale Revolution unserer eigenen Zeit mitsamt ihren gesellschaftlichen Implikationen werfen könnte.

Jürgen Schmid, München

Lieber Herr Kirchinger,

nun bin ich also – nachdem mich mein Bett wieder einmal viel zu früh aus dem Schlaf entlassen hat – in nächtlicher Denkarbeit meinem Auftrag nachgekommen, ihr Bändchen "Die Arbeit, das Sach' und der Tod" für das Bayerische Jahrbuch für Volkskunde zu besprechen. Als Entdecker des Nachlasses von Auguste Städele in Missen war ich offenbar vom Münchner Institut für Volkskunde als Rezensent auserwählt worden und hatte einer entsprechenden telefonischen Anfrage sofort erwartungsfroh zugestimmt. Als die Publikation schließlich aus der Post auf meinen Schreibtisch geflattert kam, habe ich beim ersten Durchblättern etwas gestutzt über die herbe Kritik an meinen Interpretationen, die in der Groß-Anmerkung 83 laut wird – und die ich im übrigen hinsichtlich ihres Spekulations-Charakters für überzogen halte. In meiner ersten Verstimmung habe ich mir vorgenommen, Sie als Autor anzurufen und eventuelle Mißverständnisse gesprächsweise zu klären, bevor sich meine Ver

rgerung gegebenenfalls in einer negativen Besprechung Luft machen würde. Aber bereits die oberflächliche Lektüre Ihrer unglaublich guten Texte und die Betrachtung der sensationellen Bilder haben mich derart beruhigt, dass mir ein solcher Anruf ob der Begeisterung, die mich zunehmend erfasste, obsolet erschien.

Nun erhalten Sie eben statt eines Anrufs eine Mail samt Anhang, der mein Manuskript der Besprechung enthält, die unerwartet hymnisch ausgefallen ist. Erst kürzlich habe ich Frau Zull anlässlich einer Diskussion zu einer überaus kritischen Rezension aus meiner Feder gebeten, sie möge mir doch einmal eine Publikation zukommen lassen, über die sich nur Gutes sagen lässt – nicht ahnend, dass eine solche bereits auf meinem Schreibtisch liegend der Bearbeitung harpte. Sollten Sie mit dem Tenor meiner Einlassungen nicht einverstanden sein, kann ich das Ganze immer noch vor der Publikation zurückziehen – mir hat das Lesen ihres Buches und das nachdenkende Schreiben darüber schon so viel Spaß gemacht, dass ich mit diesem frühen montäglichen Winter-Morgen sehr im Reinen bin.

Viele Grüße aus München sendet
Jürgen Schmid

PS: Ich habe mich unhöflicherweise gar nicht vorgestellt: Ich bin studierter Archäologe und Historiker, habe die Volkskunde als Lehrbeauftragter an der LMU erlernt und verdiene mein Geld als freiberuflicher Kulturwissenschaftler, in dem ich Ausstellungen gestalte, Archiv-Arbeit verrichte und journalistisch tätig bin.